

Durchsichtige Spiegel

U. Sm. Es gibt Autoren, aus denen Texte hervorbrechen wie heisse Lava. Und es gibt Autoren, die ihre Werke in feiner Handarbeit ziselieren. Das erste Produktionsverfahren muss – aller romantischen Genieästhetik zum Trotz – nicht immer besser sein als das zweite. Man kann durchaus einen guten Roman verfassen, indem man ein Konzept ersinnt. Allerdings gilt es dabei aufzupassen, dass der künstlerische Text nicht von der Last der Konstruktion erdrückt wird. Genau das ist aber der polnischen Jungautorin *Malgorzata Saramonowicz* (geb. 1964) in ihrem zweiten Roman, «Spiegel», passiert. Beim Lesen entsteht der Eindruck, dass die Autorin um keinen Preis einen traditionellen Text präsentieren will: Als Ich-Erzähler treten ausschliesslich Spiegel auf, die das menschliche Handeln registrieren. Was sich vor diesen Spiegeln abspielt, ist in der Tat merkwürdig: Eine alte Frau bringt ihre junge Pflegerin um, weil sie Angst vor einem Giftmord hat – in ihrer Jugend hatte sie selbst als Krankenpflegerin Euthanasie betrieben. Der Spiegel ist in diesem Text nicht nur Erzählinstanz, sondern auch Konstruktionsprinzip: Das Verbrechen der alten Frau spiegelt den Mord in ihrer Jugend. Der literarische Wert des Textes erschöpft sich ganz in dieser Grundidee, die als eiserne Regel den Roman dominiert. Der Handlungsablauf ist in kurze Abschnitte gegliedert, die jeweils mit genauen Zeit- und Ortsangaben versehen sind – die Autorin ist gezwungen, zu solch monotonen Regieanweisungen Zuflucht zu nehmen, weil sie die Kontrolle über das Textarrangement aus der Hand gegeben hat. Das führt zu gewundenen Kapriolen, in denen sich der Spiegel als Ich-Erzähler outet: «Sie sagte, oben gebe es keinen so grossen Spiegel. Keinen so grossen wie mich.» Die erzählenden Spiegel erweisen sich als allzu geschwätzig – und was noch fataler ist: Sie sind durchsichtig.

Malgorzata Saramonowicz: Spiegel. Roman. Aus dem Polnischen von Ursula Kiermeier. Rotbuch-Verlag, Hamburg 2002. 262 S., Fr. 35.90.